

Inhalt

Jasmin Donlic und Irene Strasser

Vom Vermitteln zum gemeinsamen Erfahren: qualitative
Forschungszugänge lehren und lernen 7

Jo Reichertz

Qualitative und interpretative Sozialforschung – Ein nicht neutraler
Überblick 15

Larissa Krainer und Ruth Lerchster

Fragen und Zuhören – Methode oder Tugend? 37

Martina Merz und Helene Sorgner

Komplexe Organisationen zum Sprechen bringen. Experteninterviews
zu Großforschungsprojekten in der Teilchenphysik 51

Marion Sigot

Junge Frauen mit Lernschwierigkeiten im Spannungsfeld
von Selbst- und Fremdbestimmung – Partizipative Forschung 69

Sara-Friederike Blumenthal und Stephan Sting

Die Grounded Theory als Methode der Datenerhebung und
-auswertung am Beispiel einer Studie zu Wanderungs-, Bleibe-
und Rückkehrmotiven von jungen Erwachsenen aus Kärnten 87

Katharina Hametner, Markus Wrbuschek und Natalie Rodax

Zum Umgang mit Rassismuserfahrungen im Spannungsfeld
antitürkischer/antimuslimischer Diskurse – Dokumentarische
Methode 103

Hans Karl Peterlini

Phänomenologie als Forschungshaltung. Einführung in Theorie
und Methodik für das Arbeiten mit *Vignetten* und *Lektüren* 121

Franz Rauch

Aktionsforschung – am Beispiel eines Universitätslehrgangs
im Bildungsbereich 139

Anna Schober

Das Bild im Plural: Methoden der qualitativen Forschung
und Leitfragen der Analyse 153

Monika Kastner und Peter Schlögl

Forschung zwischen Dienstleistung und wissenschaftlichem
Gestaltungsbeitrag: Evaluation, Praxis- und Begleitforschung 177

Martina Ukowitz

Gesundheitspädagogische Angebote auf dem Green Care Auszeit Hof.
Qualitative Forschung im Kontext transdisziplinärer
Forschungskonstellationen 199

*Imke Alenka Harbig, Andreas Leopold Scherpf
und Nicola Janina Spannring*

Die visuelle Darstellung von qualitativen Daten 213

Autorinnen und Autoren 229

Vom Vermitteln zum gemeinsamen Erfahren: qualitative Forschungszugänge lehren und lernen

Jasmin Donlic und Irene Strasser

Bücher zu qualitativen Forschungszugängen gibt es mittlerweile viele. Das ist gut, denn es ermöglicht dem interessierten Publikum eine kritische Auswahl. Was wir im Laufe unserer Erfahrung in der Arbeit mit Studierenden Forschenden festgestellt haben, ist, dass es nur wenige Publikationen gibt, die auch tatsächlich – über eine Erläuterung der jeweiligen ‚Methode‘ hinaus und jenseits einer bloßen Abgrenzung zu anderen ‚Methoden‘ – einen Einblick in Forschungstätigkeit geben. Den Zugang zur Thematik, wie wir ihn zunächst in einer Lehrveranstaltung entwickelt hatten, wollten wir auch einem breiteren Kreis von Leser*innen zugänglich machen. Mit der vorliegenden Publikation wollen wir Einblicke geben in unterschiedliche Forschungsprojekte – mit unterschiedlichen Herangehensweisen und aus unterschiedlichen Traditionen heraus. In diesem Sinne möchten wir Leser*innen zu einer offenen Herangehensweise an Forschungsfragen und -gegenstände motivieren, anstatt in (zu) strengen Abgrenzungen (Methode A unterscheidet sich von Methode B, weil ...) zu denken. Das beinhaltet auch ein kritisches Hinterfragen von Machtverhältnissen und Definitionsherrschaft in Forschung und Lehre sowie die Bereitschaft, Forschung als ein kreatives und gemeinsames Tun zu verstehen. Um das zu vermitteln, haben wir Forschende eingeladen, ihre eigenen Erfahrungen, manchmal auch Herausforderungen, in konkreten Projekten zu teilen. Wir lernen dabei, welche unterschiedlichen methodologischen Überlegungen den Ausgangsfragen folgen, vielmehr aber auch, was Forschen in der Praxis tatsächlich bedeuten kann.

Naive Vorstellungen oder konkrete Erfahrung?

Wenn junge Menschen beschließen, Psychologie oder Erziehungswissenschaften zu studieren, steht oft im Mittelpunkt ihres Interesses, mit Menschen zu reden, mit ihnen gemeinsam zu arbeiten und mehr darüber herauszufinden, wie sie ihr Leben leben, was sie denken, welche Entscheidungen sie treffen, wie sie lernen und ihr Lernen in Bildungsinstitutionen aktiv gestalten und wie all

dies sich sinnvoll in ihre Vorstellung vom eigenen Leben einfügt. Darüber als Student*in oder Forscher*in mehr zu lernen, bedeutet in letzter Konsequenz womöglich ja auch, etwas mehr über sich selbst zu erfahren (Dege/Strasser 2019) und nicht zuletzt auch darüber, wie wir in sozialen Gefügen innerhalb unserer Gesellschaft interagieren und uns aufeinander beziehen.

Viele machen bald die Erfahrung, dass insbesondere in dem Kanon der sich als (natur-)wissenschaftlich verstehenden Psychologie, seltener in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften, die Erforschung menschlichen Verhaltens und die Evaluation von Lernprozessen eher auf einer Ebene stattfindet, die praktisch lediglich fragt, ob Menschen spezifische Operationen auch so ausführen, wie wir das von ihnen erwarten, wenn wir sie spezifische Operationen ausführen lassen. Dies geschieht unabhängig davon, ob diese für die Menschen, für die Untersuchenden oder jemand anderen bedeutungsvolle Operationen sind, und unabhängig von einem Verständnis, das menschliche Entwicklung und menschliches Erleben an sich in einen gesellschaftlichen und historisch-kulturellen Zusammenhang (Riegel 1978) stellt. In einem solchen Verständnis würde Gesellschaft nicht einfach als aus Individuen bestehend angesehen, sondern als Summe der Beziehungen und Verhältnisse, in denen die Individuen zueinander stehen (Marx 1858: 189) und unter denen sie leben.

Wenn wir einen Kurs zu Forschungsmethoden oder qualitativer Sozialforschung halten, kontaktieren uns regelmäßig Studierende, die ihre Projekte oder Masterarbeiten verwirklichen wollen, um uns darzulegen, sie würden lieber qualitativ forschen als quantitativ. Oder, dass sie an einer bestimmten qualitativen ‚Methode‘ besonders interessiert sind und diese nun einsetzen wollen; jedoch ohne bereits ein tatsächliches Erkenntnisinteresse formuliert zu haben. Manchmal ist selbst das Thema noch nicht entschieden. Man könnte dann entgegenen, dass der Gegenstand die Methode bestimmt und nicht umgekehrt, und das ist auch genau so der Fall. Die Studierenden bekommen so eine erkenntnistheoretisch begründbare Antwort und außerdem die diagnostische Feststellung, dass sie sich am Anfang einer empirischen Arbeit befinden und sie zunächst ein Thema finden sollten, das sie bearbeiten wollen. Was diesen Studierenden mit jener Antwort jedoch nicht signalisiert wird, ist Verständnis dafür, sich innerhalb eines sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Interesses mit qualitativer Forschung vermehrt beschäftigen zu wollen. Denn Statements wie, „ich würde gerne eine Studie mit Jugendlichen machen, ich weiß noch nicht so genau, was mich da interessiert, aber ich würde das gerne qualitativ methodisch angehen“, bedeuten vielleicht in Wirklichkeit gar nicht so viel mehr als: „Ich interessiere mich dafür, wie Menschen sich fühlen und wie sie denken über ihr Leben und wie sie versuchen darin Sinn und Bedeutung zu finden, dabei Entscheidungen treffen, Sozialkontakte leben und lernen, und was ihnen dabei so alles widerfährt.“ Darin ist also möglicherweise eine vage Kritik enthalten daran, was heute anstelle dessen oft in den Mittelpunkt von Forschungsinteressen rückt, die Untersuchung von kleinen, losgelösten und

sehr spezifizierten Prozessen von Lernen, Wahrnehmung und Verhalten. Doch vielleicht streben Studierende viel stärker, als wir denken, danach, sich in ihren Forschungsprojekten auch ernsthaft zu engagieren, mit Menschen in Kontakt zu kommen, etwas zu lernen; nicht nur über Forschungsmethoden und Wissenschaft, sondern auch über das Leben an sich, über die Ausschnitte aus dem Leben, für die sie sich interessieren und die sie dabei auch unmittelbar betreffen. Manche Kolleg*innen haben diesbezüglich eine ganz eindeutige Vorstellung, nämlich dass man niemals ein Forschungsthema auswählen sollte, das etwas mit dem eigenen Leben und den eigenen Wünschen zu tun hat, also einer möglichen individuellen Betroffenheit von einem Phänomen aus dem Weg gehen. Manche Studierenden, die mit dieser Idee konfrontiert wurden, finden sich dann irgendwann auch in einer unserer Lehrveranstaltungen zu qualitativer Sozialforschung wieder, mit einer anderen Aufforderung im Sinn, die da lautet: Überlege, was dir wichtig ist, was dich interessiert, wo du neugierig bist, etwas mehr darüber zu wissen als das, worüber du schon gelesen hast. Forschung ist ein kreativer Prozess und er ist getrieben durch Neugierde und den Drang, auf Fragen noch mehr Fragen, nur selten wirklich Antworten zu produzieren. Und Forschung ist Co-Konstruktion, viel mehr als das Abbilden objektiver Erkenntnisse aus der Wirklichkeit (Josselson 2013).

Was uns umtreibt, ist also seit längerer Zeit die Frage nach der Vermittelbarkeit qualitativer Forschungszugänge. Dabei favorisieren wir von Forschungsstrategien oder Forschungszugängen zu sprechen, weniger von ‚Methoden‘, um eben genau das reflexive und relationale Moment im Forschungsprozess zu verdeutlichen (Strasser et al. 2018).

Wie alles beginnt

In der deutschsprachigen Tradition hat es sich ein Stück weit durchgesetzt über ‚qualitative Methoden‘ zu sprechen und diese tendenziell oft als jeweils für sich abgerundete, fertige Produkte im Sinne von anwendbaren Methoden darzustellen. In der Vermittlung dieser Zugänge wird oft auf die Unterschiede zu anderen Methoden fokussiert und dadurch eine Abgrenzung forciert, die einmal mehr die zweifelhafte Gelegenheit bietet, die Forschungsmethode ohne Inhalt zu erlernen und in weiterer Folge die Forschungsmethode ohne genauere Kenntnis des Gegenstandes zu wählen.

Eine Teilnehmerin der diesem Buch zugrunde liegenden Lehrveranstaltung erzählte uns:

Für meine Masterarbeit habe ich mir vorgenommen, mich im Vorfeld mit zwei oder drei qualitativen Forschungsmethoden eingehender zu beschäftigen, um herauszufinden, welche Methode sich mit meinem angedachten Thema gut vereinbaren und

umsetzen lässt. In meinem Denken hat sich natürlich auch etwas verändert, da ich durch neu erworbenes Wissen auch einen anderen Blickwinkel und vermutlich auch neue mir bisher unbekannte Zugänge gewonnen habe. (Studierende01, Jänner 2019)

Dennoch sind Techniken leichter zu vermitteln als eine bestimmte Forschungshaltung, die Reflexionsfähigkeit beinhaltet, ein kritisches Verhältnis zur eigenen Arbeit, welches die eigene Perspektive als legitime und subjektive akzeptiert, aber gleichzeitig auch immer in Frage stellt. Eine uns in der Lehre ständig begleitende Frage ist, wie Studierende die Konfrontation mit unterschiedlichen Zugängen erleben und wie es ihnen gelingt, im Zuge der Entwicklung einer eigenen Haltung zu abstrahieren.

Ich denke, dass für eine bestmögliche Einbindung der im Feld handelnden Personen, mit einem offenen partizipativen Zugang, Methoden aus der qualitative Sozialforschung am Hervorragendsten geeignet sind. Forschung ist für mich, aus meiner jetzigen Sicht, ein unverzichtbarer Teil der Weiterentwicklung von Arbeits- und Umsetzungsmethoden und vor allem für eine reflexive Weiterentwicklung der Haltung im Feld unabdingbar. (Studierende02, Jänner 2019)

Was hier von Studierenden berichtet wird, beinhaltet eine relevante Infragestellung der vermeintlichen Trennung von Forschenden und Beforschten. Dabei impliziert der Verweis auf den „offenen partizipativen Zugang“ die Auseinandersetzung mit Hierarchien, Machtgefällen im spezifischen Forschungsfeld, und die Frage danach, welche gesellschaftlichen Aufgaben sich Forschung eigentlich stellt. Eine Teilnehmerin berichtete in der Abschlussreflexion der Lehrveranstaltung auf die Frage nach dem eigenen Lerngewinn:

Die Scheu vor unbekanntem Methoden konnte mir durch diese Vorlesung und die abgehandelten Inhalte genommen werden. Die vorgestellte Bandbreite an unterschiedlichen Forschungsmethoden eröffnet mir für mein Studium neue Möglichkeiten. (Studierende03, Jänner 2019)

Hier wird ein Stück weit die Überforderung reflektiert, von der Menschen am Beginn ihrer eigenen Forschungstätigkeit so oft berichten. Möglicherweise fußt diese relativ oft auf einer fehlenden Auseinandersetzung mit vorhandenen Theorien und der fehlenden Bereitschaft mancher Disziplinen, über den eigenen Tellerrand hinaus nach relevanten Konzepten zu suchen. Problematisch kann es auch sein, wenn Studierenden in der Lehre nur selektiv einzelne Forschungszugänge vermittelt werden, woraufhin diese versuchen, den Forschungsgegenstand an eine erlernte ‚Methode‘ anzupassen.

Angesichts des Legitimationsdrucks, der aus einer marginalisierten Position der qualitativen Sozialforschung heraus erwächst, ist es nicht verwunderlich, dass sich im Bemühen um Abgrenzung von quantitativ-statistischen Verfahren und Selbstbehauptung teilweise recht hermetische und eng definierte ‚Verfahren‘ und ‚Methoden‘ herausgebildet haben. So weisen auch Breuer und Schreier auf die Schulenhaftigkeit hin und auf die Tatsache einer ‚Hinein-

sozialisation‘ in diese bestimmten Schulen mit ihren je eigenen Traditionen und Regelhaftigkeiten (Breuer/Schreier 2010). Insbesondere in der Arbeit mit Studierenden und jungen Forschenden ist dies aber hinderlich, insofern ja Gegenstandsangemessenheit entwickelt werden soll, orientiert am Forschungs-subjekt. Diese Entwicklung einer geeigneten Herangehensweise ist nicht gleichbedeutend mit der simplen ‚Auswahl‘ einer Methode, an deren Ende etwas ‚hinein-‘ oder ‚herausinterpretiert‘ wird. Sie stellt vielmehr einen theoretisch informierten, kritischen und kreativen Prozess dar, an dessen Ende theoretische und konzeptuelle Überlegungen zu konkreter Lebenspraxis in Relation gesetzt werden.

Forschung erfahrbar machen

Wissen und Wissenschaft mit Bruner (1966) als Prozess und nicht simpel als Produkt zu verstehen, darum geht es unserer Einschätzung nach in der Vermittlung und Entwicklung von Forschungszugängen in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Eine unserer Studentinnen schrieb uns nach Ende einer unserer Lehrveranstaltungen, in denen wir versuchen, verschiedene Herangehensweisen zu diskutieren: „Heute, zwei Monate nach der LV, stelle ich fest, dass ich einen anderen, neuen, nicht mehr so eng gefassten Blick auf ‚die qualitative Forschung‘ habe.“

Mit dem vorliegenden Sammelband möchten wir zu einem integrativen Diskurs unterschiedlicher Zugänge, Haltungen und Annäherungsweisen an Gegenstände und Themen beitragen. Wir möchten dabei Gelegenheit bieten, Einblick in unterschiedliche Projekte zu erlangen und dabei festzustellen, wie unterschiedlich Erkenntnisgewinn erlangt werden kann, aber auch, welche Schwierigkeiten und Herausforderungen sich im Zuge von Forschung stellen und inwiefern kreative Strategien und das Engagement von Forscher*innen dazu beitragen, Forschungsprojekte erfolgreich zu verfolgen. Eher nebenbei, aber dafür umso spezifischer und nachvollziehbarer erlangen die Leser*innen dabei auch vertieftes Wissen über unterschiedliche Forschungszugänge innerhalb der qualitativen Sozialforschung.

Die thematischen Beiträge nehmen qualitative Forschungszugänge mit unterschiedlichen Herangehensweisen und aus unterschiedlichen Traditionen heraus in den Blick, indem sie Einblick in unterschiedliche konkrete Forschungsprojekte geben:

Der Beitrag von Jo Reichertz *Qualitative und interpretative Sozialforschung – Ein nicht neutraler Überblick* gibt einen Überblick über das aktuelle Feld der qualitativen bzw. interpretativen Forschung und versucht aktuelle Entwicklungslinien nachzuzeichnen und verbindende Muster zu identifizieren. Der